ISSN 1560-6325 ISBN 978-3-901989-33-1 € 16,–

34 2015

polylog

ZEITSCHRIFT FÜR INTERKULTURELLES PHILOSOPHIEREN

Gerechtigkeit und/oder Versöhnung

Mit Beiträgen von FRANZISKA DÜBGEN, JAMES OGUDE, UNIFIER DYER, JOSEFINA ECHAVARRÍA ÁLVAREZ, NAOKO KUMAGAI, URSULA BAATZ, JAMES GARRISON und anderen

SONDERDRUCK

MĂDĂLINA DIACONU

Reader zur Transkulturalität, Transnationalität und Migration

zu: Andreas LANGENOHL, Ralph POOLE, Manfred WEINBERG (Hg.): *Transkulturalität. Klassische Texte*

Der von Andreas Langenohl, Soziologieprofessor in Gießen, Ralph Poole, Professor für Amerikanistik in Salzburg, und Manfred Weinberg, Germanistikprofessor in Prag, herausgegebene Sammelband ist ein Reader für Anfänger und Fortgeschrittene des Studiums der Kulturwissenschaften, dessen Umfang – so die Herausgeber – ungefähr das Arbeitspensum eines Universitätssemesters deckt. Im Mittelpunkt der Anthologie steht die Frage, »was geschieht (und wie sich beschreiben lässt), wenn Kulturen einander begegnen« (Vorwort der Herausgeber, S. 9). Und auch wenn sich die Herausgeber nicht vorgenommen haben, noch eine Kulturdefinition zu den bisherigen hinzuzufügen, beginnen sie mit einer Begriffsklärung: Während sich die Interkulturalität auf die Begegnung von zwei getrennten Kulturen bezieht und damit die Überschreitung einer Grenze voraussetzt, hebt die Multikulturalität die Pluralität der Kulturen in Form eher einer Vermischung als Verschmelzung hervor. Die Transkulturalität schließlich versteht die Kultur als einen differenztheoretischen Begriff und bezweckt, »allen Zuschreibungen von kultureller Homogenität eine Absage zu erteilen« (12). In diesem Sinne wird die Aktualität des Kulturbegriffs gegen Kritiker wie Luhmann verteidigt, auch wenn die Kultur nicht mehr essentialistisch, sondern unter dem Einfluss der Dekonstruktion als eine Artikulation und eine »Struktur historisch produzierter Unterscheidungen« (13) zu deuten ist. Die Herausgeber greifen dafür auf den von Wolfgang Welsch eingeführten Begriff der »Transkulturalität« zurück, wobei das Präfix »Trans-« laut den Herausgebern (m. E. einseitig) die »Historizität und Kontingenz der Unterscheidungen« in der Auffassung der Kultur markiert (14). Jedenfalls scheinen die Neuheit dieses Begriffs und die Orientierung an aktuellen Diskussionen dem Untertitel des Bandes zu widersprechen. Streng genommen bilden die »klassischen Texte« eher eine Minderzahl unter den fünfzehn ausgewählten. Die Stärke der vierteiligen Anthologie liegt vielmehr im guten Überblick über aktuelle Debatten in den Sozial- und Kulturwissenschaften; dazu tragen wesentlich die den vier Themenkomplexen vorangestellten Einführungen der Herausgeber bei.

Die Aufsätze des ersten Teils kreisen um zwei ältere Begriffe, *»Diaspora und Exil«*, die gegenwärtig dank der Diaspora Studies im Kontext von Transkulturalität und Transnationalismus neu gedeutet werden und vor allem positive Konnotationen enthalten. Diese Wende kündigte sich bereits in Hannah Arendts Aufsatz *»We Refugees«* (1943) an, in dem die Vertriebenen als »die Avantgarde ihrer Völker – wenn sie ihre Identität aufrechterhalten« betrachtet werden (43). Damit knüpft

zu: Andreas LANGENOHL, Ralph POOLE, Manfred WEINBERG (Hg.): *Transkulturalität. Klassische Texte*, Reihe Basis-Scripte. Reader Kulturwissenschaften Bd. 3, Bielefeld: transcript 2015, ISBN 978-3-8376-1709-2, 328 Seiten

Arendt an die jüdische Tradition eines »bewussten Paria« (ebd.) an und kehrt das Bild eines politisch-religiösen Opfers in ein freies, aktives und neue Gemeinschaften bildendes Subjekt um. 1944 veröffentlichte ein anderer sich im amerikanischen Exil befindender Europäer, der Wiener Phänomenologe Alfred Schütz, den Aufsatz *»The Stranger«*, der von Gurwitsch als zu unspezifisch (d. h. nicht auf das Exil fokussiert) kritisiert und von Schütz' Schüler Maurice Natanson verteidigt wird, so Poole in seiner Einführung. Außerdem scheut derselbe Herausgeber nicht vor einer Auseinandersetzung mit manchen der ausgewählten Autoren zurück, wie etwa mit Paul Gilroy: Der britische Soziologe habe zwar den Begriff der Diaspora (anstelle von Exil, wie noch bis zum 19. Jahrhundert) auf die Afroamerikaner angewendet und unter dem Namen »Black Atlantic« eine schwarz-atlantische Kulturtradition theoretisiert, deren »Sprache« hauptsächlich die Musik sei und welche der logozentrischen euro-amerikanischen modernen Kultur gegenüberstellt wird, doch sei auch er selbst nicht vor »blinden Flecken« in seiner Analyse gefeit. Schließlich untersuchen Virinder S. Kalra, Raminder Kaur und John Hutnyk im Text *»Sexuelle Grenzen der Diaspora«* geschlechtsspezifische Aspekte der Migration.

»Die aufgrund des Potentials für analytisch-kulturvergleichende Untersuchungen steigende Popularität des Diaspora-Begriffs in den jüngsten sozial-, kultur- und literaturwissenschaftlichen Diskursen steht [...] in scharfem Kontrast zu einem anhaltend deskriptiv-historischen Modell von Diaspora in der christlichen und jüdischen Theologie.« (Poole, S. 21)

Der zweite Themenkomplex befasst sich explizit mit aktuellen Fragen der *»Migration, Globalisierung, Transnationalisierung«*. In seiner Einführung macht Langenohl darauf aufmerksam, dass die Globalisierung nicht wild und beliebig geschieht, sondern wohl politische Interessen mancher Nationalstaaten unterstützt und in diesem Sinne auch als »Projekt« einer Gesellschaftsordnung betrachtet werden soll. Zunächst wählt Homi Bhabha die typisch europäische moderne Gattung des (britischen) Kolonialromans, um zu zeigen, wie der Begriff der Nation von den Kolonialmächten eingesetzt wurde, um sich von den Kolonisierten abzugrenzen, auch wenn zugleich dieselben Kolonisierten gebraucht wurden, um die eigene Identität zu behaupten. Einen interessanten Fall stellen daher die Vertreter der Lokalbevölkerung dar, die als Subalterne in der Kolonialverwaltung dienten und die Kultur und den Lebensstil ihrer Herrscher nachahmten. Die Ambivalenz des kolonialen Diskurses zeigt sich evident daran, dass ihre *»mimicry«* ideologisch gefördert und zugleich abgelehnt wurde, gerade weil ihre Nachahmung *zu* perfekt war und das Selbstbild der kulturellen Überlegenheit der Briten in Frage stellte.

Mit der Literatur befasst sich auch Leslie A. Adelson in *»Against Between – Ein Manifest gegen das Dazwischen«*. Die globalen Migrationsbewegungen unterminieren traditionelle Lokalisierungen, so dass die türkisch-deutsche Literatur oder der türkisch-deutsche Film im Grunde genommen nicht mehr klischeehaft als »Brücke« zwischen zwei Nationalliteraturen bzw. -kulturen gesehen werden sollten, sondern in erster Linie in ihrer globalen Bedeutung und erst daraufhin als ein Teil der deutschsprachigen Literatur bzw. der deutschen Filmproduktion. Das Fremde ist somit bereits innerhalb des Eigenen anzutreffen.

Ähnlich kritisieren auch Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Szanton

Blanc den methodologischen Nationalismus in der Migrationssoziologie und heben den konstruierten Charakter von Nationalität, Ethnizität und Rasse hervor. Im Mittelpunkt ihrer Studie *»Transnationalismus«* steht die Identität von sog. transnationalen Migranten, die mehr oder weniger regelmäßig zwischen zwei Ländern pendeln. Weil sie in einer Umgebung leben, die sie nicht kontrollieren, müssen diese »kulturell kreativen Akteure« (150) verschiedene Anpassungsstrategien entwickeln. Die Migrationsforschung sollte deshalb global angelegt werden und die Ähnlichkeiten dieser Erfahrungsmuster weltweit herausdestillieren.

Konstruiert durch Migrationen ist nach Arjun Appadurai die Lokalität selbst. Sie ist relational und kontextuell, d.h. »eine phänomenologische Qualität« (157), und wird gesellschaftlich in Form von Nachbarschaften verwirklicht. Sein Aufsatz *»Die Herstellung von Lokalität«* (2000) wirft die Frage auf, wie sich das Verhältnis zwischen Lokalität und Nachbarschaft durch die Krise des Nationalstaates verändert. In seiner Antwort identifiziert Appadurai drei Hauptfaktoren, die die Produktion von Lokalität in der Gegenwart beeinflussen: den Nationalstaat, die Migrationsbewegungen und eine global gewordene, mediale Öffentlichkeit, welche die Bildung virtueller Nachbarschaften ermöglicht.

Der dritte Teil der Anthologie ist Fragen der Übersetzung gewidmet. Aktuelle Tendenzen in der Übersetzungswissenschaft, die Anforderung einer normativen (»richtigen«) Übertragung abzuschwächen zugunsten der produktiven Aspekte der Übersetzung, die Übersetzung in den Rang einer exemplarischen kommunikativen Situation zu erheben und die Sozialität, d.h. die pragmatische Dimension der Übersetzung in den Vordergrund zu stellen, lässt die drei Mitherausgeber behaupten, dass die Transkulturalität der Übersetzung über das Spiel sprachlicher Differenzen hinausgeht und »außersprachliche Differenzierungen, situative Konstellationen und historische Konjunkturen einschließt« (176). Diese Situativität, aber kein pragmatischer Ansatz, zeichnet auch Walter Benjamins *»Die Aufgabe des Übersetzers«* (1921) aus. Sein Leitbegriff ist die Übersetzbarkeit, die manchen Texten innewohnt; Benjamin beschreibt sie als Verhältnis zwischen der Treue und der Freiheit der Übersetzung und sucht als ihre letzte Möglichkeitsbedingung »die reine Sprache«, die »als ausdrucksloses und schöpferisches Wort das in allen Sprachen Gemeinte ist« (195).

Der Auszug aus Michail Bachtins Buch *Die Ästhetik des Wortes* betont dagegen vielmehr die Dialogizität der Sprache in dem Sinne, dass die Bedeutung erst durch Sprechakte konkreter Sprechsubjekte und in spezifischen Situationen entsteht. Auch ist Bachtin hochaktuell durch seine Analyse des Romans als typischer Ausdruck moderner Gesellschaften mit unterschiedlichen Sozialgruppen, Sprachen und Ansichten, und nicht zuletzt durch seine Kritik an der essentialistischen Vorstellung monolithischer Kulturen, die im Grunde genommen ein ideologisches Machtmittel darstellt. Literaturbezogen ist auch Gayatri Chakravorty Spivaks

»Flüchtlinge, von einem Land ins andere gejagt, repräsentieren die Avantgarde ihrer Völker – wenn sie ihre Identität bewahren.«
(Hannah Arendt, S. 43)

»Was wir unter dem Westen zu verstehen glauben, wird zunehmend zweideutig und unangebracht: Die maßlos überdeterminierte Natur dieses Konstrukts kann nicht mehr länger vernebelt werden.«
(Naoki Sakai, S. 304)

Aufruf zur Revision der Vergleichenden Literaturwissenschaft durch die Fokussierung auf die Sprachen des Südens (*»Grenzen überqueren«*, 2003), während der letzte Aufsatz dieses thematischen Blocks eher pflichtbewusst von den Herausgebern eingeführt wurde, denn – wie sie in der Einführung schreiben – kann er nur indirekt auf Fragen der Übersetzung bezogen werden kann: Alexander García Düttmanns *»Kultur der Polemik. We're queer, we're here, so get fucking used to it«* befasst sich mit dem Mechanismus der Anerkennung und mit der Art und Weise, wie diese Geste die Anerkennenden selbst verändert.

»Indem sie verschiedene ›rassische‹, nationale und ethnische Identitäten bilden, sind Transmigranten in der Lage, ihren Widerstand gegenüber den globalen politischen und ökonomischen Verhältnissen auszudrücken, denen sie ausgesetzt sind, selbst wenn sie sich den durch Unsicherheit gekennzeichneten Lebensbedingungen anpassen.«

(Glick Schiller, Basch, Blanc-Szanton, S. 145)

Der letzte Themenkomplex wirft die Frage nach dem *»Wissen um das Fremde«* auf. Trotz des Rückblicks in Weinbergs Einführung auf eine lange Tradition der Offenheit für das Fremde und des Missverstehens des Fremden fiel die Auswahl auf drei Texte, die im Zusammenhang mit der *Writing Culture*-Debatte in der Ethnologie stehen. Diese betonen, dass die wissenschaftlichen Diskurse über das Fremde selbst in einer bestimmten Kulturtradition stehen und damit keinen Anspruch auf Universalität und Objektivität erheben dürfen. So weist James Clifford in seinem einflussreichen Aufsatz »Über ethnographische Allegorie« darauf hin, dass sich in den anthropologischen Diskursen das Faktische mit einer gewissen Rhetorik vermischt und die Daten in eine Erzählung eingeordnet werden. Schließlich sind »die Bedeutungen einer ethnographischen Darstellung [...] unkontrollierbar« (273) und ethnographische Texte liefern eine Konstruktion des Anderen.

Ein konstruktives Verfahren stellt auch der Japanologe Naoki Sakai fest, der in *»Die Verrückung des Westens und der Status der Geisteswissenschaften«* eine Antwort auf die Frage, »was ist dann also der Westen überhaupt?« (304) aus der Perspektive der Asian Studies sucht und zeigt, wie die Einheit des Westens eher eingefordert wird als essentialistisch vorhanden ist. Johannes Fabians *»Zeit und das Hervortreten des Anderen«* beleuchtet die Frage nach der »Zeit als eine Bedingung der Produktion ethnographischen Wissens« (288) und unterscheidet zunächst zwischen der physikalischen Zeit, der mundanen Zeit (gemessen anhand natürlicher Regelmäßigkeiten), der typologischen Zeit (Intervalle zwischen bedeutenden Ereignissen) und einer intersubjektiven Zeit, die sich phänomenologisch beschreiben lässt. Diese Typologie führt anschließend zu folgendem Dilemma in der modernen Anthropologie: Wie lassen sich Feldforschungen beschreiben, die auf der Kopräsenz des Forschers und des Anderen basieren, ohne daraufhin im Diskurs dem Anderen die Zeitgenossenschaft abzusprechen durch die Erzeugung einer Kluft (»Allochronismus«) zwischen unserer Moderne und der nichtwestlichen Moderne?

Die brisante Thematik, die fachübergreifende Auseinandersetzungen in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften ausgelöst hat, die Auswahl der Texte (manche zum ersten Mal von Nora Sieverding ins Deutsche übersetzt), sowie auch die Einführungen der Herausgeber in die jeweiligen Themenkomplexe, die einen systematischen und informativen Überblick bieten und die ausgewählten

Aufsätze historisch kontextualisieren, machen die vorliegende Anthologie durchaus empfehlenswert. Hilfreich für die Orientierung der (hoffentlich nicht nur studentischen) Leserschaft sind auch die kurzen Angaben zu den Autoren am Ende jedes Aufsatzes, gefolgt von Listen weiterführender Literatur, und nicht zuletzt das Namensregister am Schluss.

SEBASTIAN LEDERLE

Ein Überblick mit Sinn fürs Detail

zu: Helmuth VETTER: *Grundriss Heidegger*

Helmuth VETTER: *Grundriss Heidegger. Ein Handbuch zu Leben und Werk*. Hamburg: Felix Meiner Verlag 2014, ISBN 978-3-7873-2276-3, 560 Seiten

Der Umgang mit Heidegger sieht sich besonders seit der Veröffentlichung der *Schwarzen Hefte* im März 2014 dem heiklen Problem ausgesetzt, dass es vielen nicht mehr ausreichend erscheint zu sagen, man müsse eben nur mit Heidegger gegen Heidegger argumentieren. Nicht, dass das nicht mehr ginge. Nicht, dass man Heidegger nun in Bausch und Bogen zu verdammen hätte. Die Lage ist komplexer geworden. Es gibt mehr zu bedenken als die philosophische Salonfähigkeit, die Implikationen des Bezugs auf Heidegger sind weitreichender geworden, als man wohl gedacht hatte. Das gilt auch dann, wenn die einen nicht sonderlich überrascht von Heideggers philosophischer Aufladung des Antisemitismus waren, die anderen es kaum fassen konnten – sei's, weil das ihrem Heidegger schlecht bekam, sei's, weil sie die Zeit gekommen sahen, nun endlich Schluss zu machen. Es ließ sich schön beobachten, wie ein Etablierungsdiskurs um einen vermeintlichen Klassiker der Philosophie des 20. Jahrhunderts geführt wurde: Nämlich mit allen Mitteln, zu denen die guten Argumente nur unter anderen zählen. Dass dies nicht ganz ohne unfreiwillige Komik abging, konnte zu sagen sich auch nur erlauben, wer die Position eines Schiffbruchs mit Zuschauer innehatte. All dies glich stellenweise dem Untergang der Titanic, bei dem es dann nicht nur darauf ankam, überhaupt einen Platz im Rettungsboot zu bekommen, sondern auch mit wem man im selben Boot saß. Man durfte sich an eine Zeile aus Grönemeyers Song *»Mit Gott«* erinnert fühlen: »Einer ging leider baden, doch wir warfen ihn noch rechtzeitig über Bord.« Wie dem auch sei, seit Dezember 2013 gibt es wieder eine breite Öffentlichkeit, die an Heideggers Denken for better or worse interessiert ist.

Nicht zuletzt in Folge der *Schwarzen Hefte* werden zumindest fünf Fragen (wieder) aufgeworfen, um deren Beantwortung sich in der letzten Zeit alles zu drehen scheint: Mit welchem Heidegger möchte man da gegen welchen Heidegger argumentieren? Wer argumentiert da gegenüber wem? Wie viel und was von Heideggers Denken bleibt übrig, und wer entscheidet darüber? Und wie sieht ein Argumentieren, das sich auf irgendeine Weise positiv auf Heidegger bezieht, genauer aus?